



HEIKE BEHREND

**Gespräche mit einem Toten**

Gustaf Nagel,  
Prophet vom Arendsee

Matthes & Seitz Berlin

## Inhalt

Prolog **7**

Rückkehr in die Altmark **11**

Medien und Prophetie **31**

Gustafs Biografie in Bild und Text **51**

*Verwandlung in einen Propheten* **53**

*Flucht und Wanderschaft* **103**

*Liebe, Geschlechterspannung und Familie* **127**

*Der Paradiesgarten* **161**

*Gustaf wird politisch* **183**

Gustafs Postkarten in Bewegung **203**

Selbstbehauptung, Nachfolge und die  
Erfindung einer lokalen Tradition **237**

Forschung am Arendsee **267**

Text- und Bildnachweise, Gustaf Nagels  
Schriften, Bibliografie **300**

Danksagung **310**

## Prolog

Dieses Buch versammelt Gespräche mit einem Toten. Es erzählt die Geschichte von Gustaf Nagel, dem christlichen »Propheten vom Arendsee«, der 1874 geboren wurde und 1952 im Irrenhaus starb. Und es erzählt auch die Geschichte seiner eher »gottlosen« Nachfolgerin in der DDR und im wiedervereinigten Deutschland, die für seine »Auferstehung« sorgte.

Gustaf Nagel gehörte zur Lebensreform, einer Bewegung um 1900, die in vielen Aspekten die Ziele der heutigen ökologischen Bewegung vorwegnahm, aber nach dem Zweiten Weltkrieg weitgehend in Vergessenheit geriet. Wie andere Lebensreformer wollte auch Gustaf zurück zur »Natur«, zu Nacktheit und einer gesunden, vegetarischen Lebensweise außerhalb der großen Städte. In der Altmark am Arendsee, den er als seine Heimstatt wählte, versuchte er, sich als Prophet, Werkzeug Gottes, Heiler, Dichter, Komponist, Besitzer eines Sonnen- und Brause-Bades und als Tempelwächter friedlich niederzulassen, und geriet doch immer wieder in Konflikt mit Anwohnern und der Obrigkeit, die ihn zum Irren, Unruhestifter oder Sittlichkeitsverbrecher erklärten und einspererten. Sein ganzes Leben bis zu seinem Tod blieb er, unabhängig vom politischen Regime – Monarchie, Weimarer Republik, Nationalsozialismus und DDR –, in einem Netz von Machtbeziehungen gefangen, das ihn zum mehr oder weniger gefährlichen Außenseiter stempelte.

Tote können nicht mehr antworten. Doch sie können es mit Hilfe ihrer medialen Doppelgänger. Gegen seine Ausgrenzung und sein Verschwinden baute Gustaf eine eigene mediale Maschinerie der Werbung auf: Er nutzte das Medium der Fotografie und der Postkarte und verkaufte seine dort abgebildete »Andersheit« mit großem Erfolg. Auch veröffentlichte er Schriften, Gedichte und Lieder, die sein christlicher Gott ihm eingegeben hatte und in denen er ihn, sich selbst und die natürliche Lebensweise lobte und pries.

Anhand seiner Selbstbilder und Texte erzähle ich sein Leben: von seiner Berufung und Konversion, seiner Arbeit als Heiler, Dichter und Komponist, seiner Wanderschaft, die eigentlich eine Fluchtbewegung war, seinen drei

unglücklichen Ehen, dem Bau eines Paradiesgartens und von seinem Versuch, politisch zu werden, eine Partei zu gründen und ins Parlament zu kommen. Er scheiterte, blieb ein Außenseiter und starb zu DDR-Zeiten in einem Irrenhaus. (Ich benutze bewusst das Wort »Irrenhaus«, um auf die Erkenntnis Erving Goffmans hinzuweisen: Im Verlauf seiner Feldforschung 1955/56 in einer solchen Anstalt in Washington, D. C., erkannte er, dass weniger die Krankheit den Patienten prägt, sondern vielmehr die Institution, der er ausgeliefert ist.)

Nach seinem Tod begann die 1942 geborene Christine Meyer in Arendsee sehr vorsichtig, Gustaf Nagels eher säkulare Nachfolge in der damaligen DDR anzutreten. Sie arbeitete als Lehrerin und »Heimatforscherin« und baute ein umfassendes Archiv über den Propheten auf; noch vor der Wende organisierte sie Ausstellungen über ihn und verfasste eine hervorragende Dokumentation über sein Leben, auf die sich meine Version der Geschichte wesentlich stützt. Und sie sorgte zusammen mit anderen Heimatforschern nach dem Mauerfall dafür, dass Gustaf – weil sowohl im NS wie zu DDR-Zeiten verfolgt – zu einer Versöhnungsfigur werden konnte. Sie verhalf dem Toten zu einer »gottlosen« Auferstehung.

Ich erzähle von unserer Zusammenarbeit und Freundschaft, die zu einer Zeit stattfand, als die Enttäuschung und Unzufriedenheit über die Wiedervereinigung auch bei den Bewohnern der Altmark in neuen Formen der Selbstbehauptung ihren Ausdruck fand, so in der Errichtung kleiner Heimatmuseen »von unten«, die bestimmte Aspekte der verlorenen sozialistischen DDR-Kultur zu bewahren suchten, oder in öffentlichen Potlatschartigen Aufführungen, in denen Westautos zertrümmert wurden. Auch der Rückgriff auf den Lebensreformer Gustaf, der nun in Umzügen und auf einem jährlichen Gustaf-Nagel-Tag erinnert und durch einen Verein und mit einem Denkmal gefeiert wird, schloss an diese Tendenz zur Bewahrung eines »Eigenen« gegen die Vereinnahmung durch den Westen an. Zugleich fand jedoch auch eine Öffnung statt, indem Gustaf nun auf »westliche« Weise popularisiert, kommerzialisiert und zum touristischen »Alleinstellungsmerkmal« für den Arendsee erklärt wurde.

Seit 2016 arbeite ich mit Christine Meyer historisch und ethnografisch zusammen. Als Mitglied einer »Gustaf-Nagel-Forschergruppe« lernte ich, nicht nur in meinen Fragen meine eigene Fraglichkeit zu erkennen, sondern auch mit Bereichen des Schweigens umzugehen. Ich begann über das Ver-

hältnis von Ethnografie und Spionage nachzudenken, und darüber, was es heißt, gemeinsam und solidarisch ethnografisches und historisches Wissen zu erzeugen. Die kollektive Arbeit festigte unsere Freundschaft, aber sie führte nicht zur Auflösung gewisser stereotyper Vorstellungen von »Ossis« und »Wessis«, im Gegenteil, auf beiden Seiten fanden sie wohl eher Bestätigung.

In diesem Text stelle ich viele Fragen, auch Fragen nach der Fraglichkeit von Fragen. Zudem erlaube ich mir, Fragen zu stellen, die zum Teil von woanders herkommen: aus meiner vieljährigen ethnografischen Arbeit über Propheten in Afrika und anderswo. Diese »fremden« Fragen bringe ich nun zum Arendsee und stelle sie an das scheinbar Bekannte, um so vielleicht erneut ein unfertiges Befremden und manchmal auch ein (kleines) Staunen zu erzeugen, das wiederum neue Fragen hervorrufen könnte.

## Rückkehr in die Altmark

1 Während meiner langjährigen ethnografischen Arbeit in Ostafrika bin ich immer wieder Propheten, »Frauen und Männern des heiligen Wahnsinns«, begegnet, die – von Gottheiten oder Geistern ergriffen – in schlimmen, katastrophischen Zeiten, die alle verlässlichen Voraussetzungen des Lebens erschütterten, nach Auswegen suchten. In diesen zugleich offenen und verwandlungsmächtigen Zeiten gelang es ihnen manchmal, als »Töchter und Söhne der Verzweiflung« gehört und gesehen zu werden, Macht zu gewinnen und eine Loslösung von den bisherigen dominanten Vorstellungen und Praktiken zu erreichen.

Sie wagten sich in gefährliche Randgebiete vor, in die Wildnis oder Wüste, um (un)persönliche Macht zu erlangen und um die Mächtigen abzusetzen. Sie zeigten eine rettende, aber eigentlich unmögliche Zuflucht auf, die sich nicht selten in ein erneutes Unglück verkehrte. So vielleicht am radikalsten bei den indigenen Tupi-Guarani im heutigen Paraguay und Brasilien, die über Jahrhunderte hinweg – beginnend noch vor der Conquista – sich unter der Führung eines Propheten immer wieder auf den Weg in das »Land ohne Übel« machten, ein Land ohne Arbeit und ohne Tod, und trotzdem ein realer Ort im Diesseits. Die Propheten stellten die je vorherrschende gesellschaftliche Ordnung radikal in Frage, indem sie die Regeln der Verwandtschaft und der Heirat außer Kraft setzten. Auf der Suche nach dem »Land ohne Übel« lebten sie eine andere Form von Gesellschaftlichkeit, eine ekstatische und nomadische, ohne Generationen, Alter und Tod. Vielleicht ahnten sie die Unerreichbarkeit der Erlösung, um trotzdem daran festzuhalten. Sie scheiterten, die Suche nach dem »Land ohne Übel« endete im Tod; doch der hinderte die Zurückgebliebenen nicht, sich unter der Führung neuer Propheten wieder auf die Suche nach dem ersehnten Ort zu machen und abermals in den Tod geführt zu werden, wie Hélène Clastres in *Land ohne Übel* berichtet.

Das Wort »Prophet« stammt aus dem Griechischen und fand Eingang in die hebräische Bibel; von Anfang an verband es sich mit einem doppelten

Satz von Bildern: zum einen mit dem griechischen Orakel, zum anderen mit den hebräischen Propheten. Vor diesem Hintergrund ist eine Formenvielfalt des Prophetentums bereits angelegt. Sogar Philosophen wurden manchmal von jüdischen Gelehrten als Propheten bezeichnet.

Überall auf der Welt gaben Propheten sich exzentrisch und bezeugten mit Hilfe von Nacktheit, wildem Haarwuchs, bizarren Ticks und Absonderlichkeiten ihre Andersheit; sie bauten Tempel und Schreine, schrien oder sangen ihre Botschaften und verzauberten die Welt. Sie entzauberten sie aber auch. Deshalb wäre es unverzeihlich, ihnen und ihren Worten eine analytische und aufklärerische Qualität abzusprechen. Nicht zufällig verteidigte der Berliner Religionsphilosoph Klaus Heinrich die Propheten des Alten Testaments, der hebräischen Bibel, denn »ohne Propheten keine Sozialkritik, den Propheten Jesu eingeschlossen, ohne ihr Bündnisdenken keine Lehre vom Gesellschaftsvertrag und ohne sie ein stoischer Geistbegriff mit gravierenden Folgen für Demokratie und Naturrecht«.

Ob es sich um Ngundeng (etwa 1830–1906), den berühmten anti-kolonialen Propheten der Nuer im Südsudan handelte, den ich in einem Seminar im Berliner Institut für Ethnologie Anfang der 1970er-Jahre kennenlernte, oder um Alice Lakwena (1956–2007) und ihre Holy Spirit Mobile Forces, deren Geschichte im post-kolonialen Norden Ugandas ich schrieb, all diese eher tragischen Figuren weigerten sich, in die vorherrschende Ordnung einzutreten, und stellten sich quer zur politischen Macht. Sie akzeptierten die Trennung von Religion und Politik nicht und erschufen Mythologien, die manchmal das zur Sprache bringen, was in unseren Philosophien meist ausgeschlossen wird.

Ihre Körper wurden von seltsamen Intensitäten erfasst, die nicht so leicht zu erkennen gaben, woher sie kamen und welche außerweltlichen Mächte sich in ihnen verkörperten. War es der Zauber der Worte in ihren Reden und Gesängen oder lag es an der Gewalt der verstörenden und sich überstürzenden Ereignisse, dass sie Gehör und Gefolgschaft fanden?

Von diesen und vielen anderen Begegnungen mit Propheten in Kenia und Uganda geprägt und entsprechend professionell (de)formiert verortete ich Prophetinnen und Propheten geografisch vor allem in Afrika und im Orient und religionsgeschichtlich im Alten Testament. Umso überraschter war ich, als ich nach der Wende gegen Ende der 1990er-Jahre ausgerechnet in Sachsen-Anhalt in der Altmark am Arendsee einem sehr deutschen Pro-

pheten begegnete. Er hieß auch noch Gustaf – mit Nachnamen Nagel – und hatte sich 1903 am See niedergelassen, um ein vegetarisches, natürliches und christliches Leben zu führen.

Mein Staunen über den deutschen Propheten offenbarte eine klassische ethnografische Fehlleistung: Ich hatte »verändert«, das Prophetentum in einem Anderswo platziert und überhaupt nicht daran gedacht, es möglicherweise auch zu Hause zu finden. Die »Entdeckung« des Propheten vom Arendsee verkehrte meine Perspektive: Die Altmark erschien mir plötzlich nicht nur sehr fremd, sondern auch als ein Anhängsel Afrikas.

**2** Mein Besuch am Arendsee und die »Entdeckung« des Propheten geschahen nicht zufällig, denn aus der Altmark stammte meine Familie väterlicherseits. Mein Großvater besaß als Rechtsanwalt und Notar in der Hansestadt Salzwedel, meiner Vaterstadt, eine gut gehende Kanzlei und kaufte 1943 ein Grundstück mit einem Ferienhaus für seine Angestellten und einem Sommerhaus für die Familie direkt am Ufer des Arendsees.

Mein Vater war der dritte von fünf Söhnen. In afrikanischen Märchen und bei den Brüder Grimm wäre er ein Glückskind gewesen. Seine beiden älteren Brüder fielen 1941 und 1943 im Krieg. Er und die beiden jüngeren Brüder blieben am Leben. Während des Medizinstudiums in Freiburg und Greifswald lernte er meine Mutter kennen, sie heirateten noch in Kriegszeiten und arbeiteten beide als Ärzte in Stralsund im heutigen Krankenhaus West. Dieses Krankenhaus wurde 1912 als IV. Pommersche Heil- und Pflegeanstalt für psychisch Kranke gegründet. Wie mir mein Vater erzählte, ermordeten Ärzte dort ab 1935 im Rahmen des sogenannten Euthanasie-Programms über tausend Kranke, auch Kinder. Während des Zweiten Weltkriegs, als meine Eltern dort arbeiteten, diente es dann als Lazarett, nach dem Krieg als Lungenheilstätte.

Am Tag, als die Rote Armee auf Stralsund vorrückte, hatte mein Vater Dienst und lief im weißen Kittel mit einer weißen Fahne in der Hand den sowjetischen Soldaten entgegen. Er erzählte mir, dass er sich sehr gefürchtet habe, aber mit viel Glück auf einen Offizier traf, dem er die Lage des Krankenhauses erklären konnte und den er (vorsichtig) an die Genfer Konvention erinnerte. Erst nach einer Woche kamen russische Soldaten und durchsuchten die Krankenbetten nach SS- und SA-Männern, um sie auf der Stelle zu erschießen.

In diesem Krankenhaus wurde meine ältere Schwester 1946 geboren. Sie starb nach 14 Tagen an Diphtherie. Nach dem Hungerwinter kam ich im Mai 1947 zur Welt und überlebte. 1950 zogen wir nach Rostock, wo mein Vater in der Chirurgie und meine Mutter am Hygiene-Institut der Universität arbeitete. Ich wurde von Tante Trudchen und einem Kindermädchen versorgt.

Im selben Jahr, ich war drei Jahre alt, besuchten wir das Haus am Arendsee. Ich kann mich daran nicht erinnern. Aber es gibt ein Foto, da sitze ich, sehr klein und erstaunlich wohlgenährt, fast ein Dickerchen, mit lockigem Haar – in einer Tolle gebändigt – ganz vorne in einem Boot Marke Klepper, hinter mir eine Cousine, dann die Mutter mit einem Paddel und ganz hinten der Vater, mit dem zweiten; es muss kalt gewesen sein, denn wir tragen dicke Jacken und Mäntel; wir haben gerade angelegt; die Cousine und der Vater halten sich mit der rechten Hand am bepflanzten Ufer fest; und wir alle schauen lächelnd zum Fotografen an Land, meinem Lieblingsonkel, dem jüngsten Bruder meines Vaters.

Nach dem 17. Juni 1953, über den Brecht urteilte, dass das der erste Kontakt der Partei- und Staatsführung mit dem Volk gewesen sei, verließen wir Rostock und die DDR. Wir waren »Klassenfeinde« im Arbeiter- und Bauernstaat, wie meine Eltern mir später erklärten, da mein Vater aus dem Bürgertum und meine Mutter, schlimmer noch, aus dem preußischen Junkertum kam. Um »abzuhauen«, täuschten sie einen Urlaub in Thüringen nahe der Grenze vor. Heimlich schickte meine Mutter Teile unseres Haushalts in Paketen zu Verwandten im Westen. Nachdem wir voll bepackt im DKW glücklich die Grenze passiert hatten, eröffnete sie mir, dass wir nie wieder zurückkehren würden. Ich protestierte und weinte, weil ich meine Freunde in Rostock nicht verlieren wollte. Ich weigerte mich einen Tag lang zu essen, blieb stumm und sah nicht mehr in den Spiegel. Und ich drohte, bei nächster Gelegenheit nach Rostock zurückzulaufen.

Wir ahnten damals nicht, dass eine Rückkehr – zwar nicht nach Rostock, aber an den Arendsee – nach fast vierzig Jahren stattfinden würde.

Nach dem Abitur studierte ich Ethnologie in München, Wien und ab 1968 vor allem in (West-)Berlin. Die DDR und der Arendsee rückten in weite Ferne. Afrika wurde das Ziel meiner ethnografischen Sehnsüchte und in gewisser Weise für vierzig Jahre eine Art Heimstatt, in die ich immer wieder zurückkehrte.

Gleich nach der Wende stellte mein Onkel den Antrag auf Rückgabe des Grundstücks am Arendsee. Da es sehr nah am Grenzgebiet gelegen war und nur vertrauenswürdige Personen dort wohnen durften, hatte sich ein hohes Mitglied der Stasi Haus und Grundstück angeeignet. Wie sich herausstellte, hatte er es unredlich erworben, denn er vertrieb die Flüchtlinge, die mein Großvater gegen Ende des Krieges dort einquartiert hatte. Nach langem Hin und Her und gründlichen Überprüfungen erhielt mein Onkel im Dezember 1999 den positiven Bescheid. Er renovierte das Haus, und wir begannen, dort im Sommer Ferien zu machen.

Als meine Tante ihren 70. Geburtstag am Arendsee feierte, entdeckten wir – mehr oder weniger zufällig – in einer kleinen Ausstellung im Hotel »Deutsches Haus« den Propheten Gustaf Nagel. Die Ausstellung hatte Christine Meyer kuratiert, eine Lehrerin aus Arendsee. Die ausgestellten Postkarten zeigten Gustaf in immer neuen, zum Teil exzentrischen Kostümen und Posen. Diese Bilder riefen in meinem Onkel erstaunliche Erinnerungen wach: Er erzählte, dass Gustaf jeden Sonntag von seinem Tempel im Paradiesgarten aus auf der Trompete über den See geblasen habe. Der Klang habe den See verändert. Nichts auf und um den See war mehr vereinzelt, alles wuchs zusammen in dem Klangraum, den Gustafs Trompete schuf.

Er berichtete auch, dass mein Großvater den Propheten vor Gericht verteidigt hatte, als dieser einmal mehr wegen Verunglimpfung der Staatsgewalt angeklagt worden war. Gustaf hatte, wie andere Lebensreformer und Dadaisten damals auch, eine neue, eigenwillige Orthografie erfunden und in seiner Schreibweise einen mittlerweile berühmten Brief an das »Viehnanz-Amt« von Arendsee und Salzwedel adressiert, der ihm prompt eine Klage einbrachte. Als er sich dafür vor Gericht zu verantworten hatte und das Finanzamt eine Entschuldigung verlangte, schickte er einen Brief, in dem er sich beim lieben Vieh entschuldigte, das nur Gras und Heu fresse, das Viehnanz-Amt dagegen sein Geld.

Tatsächlich war mein Großvater sowohl am Amtsgericht Salzwedel als auch am Amtsgericht Arendsee tätig gewesen, wie mir Eckehard Schwarz, ein Journalist und Heimatforscher aus Arendsee, der in diverse Gerichtsakten Einsicht genommen hatte, mitteilte; Schwarz meinte, es sei höchst wahrscheinlich, dass mein Großvater Gustaf verteidigt habe, aber wohl nicht vollständig zur Zufriedenheit des Propheten, denn Gustaf habe die Hälfte der Strafe doch zahlen müssen.

Es ist also denkbar, dass sich meine Familiengeschichte väterlicherseits für einen Augenblick mit Gustafs Biografie gekreuzt hat. Ich nahm diese Möglichkeit als Zeichen und beschloss, über den Propheten am Arendsee ethnografisch und historisch zu arbeiten. So kam es zu einer merkwürdigen Bewegung der Rückkehr zu einem ziemlich fremden Zuhause. Es war, als ob mir die ethnografische Forschung in Afrika einen Teil der eigenen, fremd gewordenen Familiengeschichte zurückgegeben hätte. Offenbar hatte ich einen komplizierten Umweg gewählt, um dahin zurückzukehren, woher ich zur Hälfte – väterlicherseits – kam. Dieser Umweg über Afrika bleibt jedoch der Hauptweg meines Lebens und wird auch auf diese Ethnografie Wirkung haben.

Die Abenteuer in der fernen Fremde, in Afrika, wollte ich nun heimholen; das neue ethnografische Abenteuer sollte in der Nähe stattfinden, mit der Bahn oder dem Auto etwa zwei Stunden von Berlin entfernt. Nun brauchte ich keine Impfung gegen Gelbfieber oder Cholera und musste prophylaktisch keine Pillen gegen Malaria schlucken, die bei einigen meiner Kollegen heftige Psychosen ausgelöst hatten. Den mittlerweile zerfledderten Ratgeber *Wie helfe ich mir selbst in den Tropen* konnte ich zu Hause lassen. Ich musste keinen Forschungsantrag stellen. Auch benötigte ich weder ein Stipendium noch eine Forschungsgenehmigung – ein Besuch beim Bürgermeister in Arendsee genügte. Und zum allerersten Mal erfüllte ich wirklich Malinowskis Diktum, dass die Ethnografin die Sprache der Ethnografierten zu sprechen habe. Ich brauchte keinen Übersetzer und Forschungsassistenten mehr. Ich war niemandem mehr ausgesetzt, der sich zwischen meine Gesprächspartner und mich stellte und oft genug bestimmt, was ich an Wissen erhalten durfte und was nicht. Jetzt, so hoffte ich, wäre eine Kommunikation mit weniger Missverständnissen möglich.

Ich ahnte damals noch nicht, dass die Rückkehr als Wiederholung immer auch eine Enttäuschung birgt. Sie kann nie wirklich gelingen, da die Welt, die unverändert bleiben sollte, doch Veränderungen unterworfen ist. Zugleich erzeugt die wiederholte Rückkehr aber auch »einen Gewinn an Sein« (Gadamer), denn erst in der Wiederholung wird die Wirklichkeit wirklich.

**3** Der Arendsee, auch »Perle der Altmark« genannt, liegt allein, fast ein wenig verloren im Norden von Sachsen-Anhalt, westlich von Seehausen und östlich von Salzwedel, nahe der ehemaligen »Zonengrenze« zwischen

DDR und BRD. Er ist beinahe kreisrund, buchtenlos, mit nur geringem Zu- und Abfluss, und sieht auf einer Satellitenaufnahme von 1989 – aufgenommen noch vor der Grenzöffnung von der Raumstation MIR der damaligen UdSSR – aus wie ein schwarzes Loch. Der See entstand, als im Jahr 822 ein Salzstock einbrach – vielleicht ausgelöst durch ein Erdbeben. Ein erneuter Einbruch folgte 1685. In der Familienbibel des verstorbenen Bäcker- und Konditormeisters Johannes Schulz wird berichtet, dass am 25. November 1685, am Tag der heiligen Katharina, der höchste Gott zu Arendsee einen großen Erdfall geschehen ließ, der viel Land, viele Gärten und die Windmühle eines Müllers in den See sinken ließ. Die Leute seien in großer Gefahr gewesen und hätten gefürchtet, dass die ganze Stadt untergehen würde, aber der liebe Gott habe das große Unglück in Gnaden von ihnen abgewendet.

Im Mai 1982 entdeckten Taucher den Mahlstein der 1685 versunkenen Mühle und brachten ihn ins Heimatmuseum der Stadt Arendsee, wo er auch heute noch im Garten der dazugehörigen Klosterkirche zu besichtigen ist.

Mit dem zweiten Einbruch erlangte die Seefläche eine Ausweitung auf etwas mehr als fünf Quadratkilometer und das Wasser eine beachtliche Tiefe von beinahe fünfzig Metern. Damit war der See, nicht nur »die Perle«, sondern auch »das Auge der Altmark« genannt, der tiefste See in der DDR.

1940 wurden der Arendsee und seine Umgebung zum Landschaftsschutzgebiet erklärt. Im Schilfgürtel der Uferzone finden sich Teichsimse, der Froschbiss und Wasserlinsen; er dient zahlreichen Tierarten als Laichplatz. Zur Vogelwelt des Sees gehören Höckerschwan, Blessrallen, Stock- und Tafelenten sowie Haubentaucher, Gänseäger, Singschwäne und Graureiher. Im Herbst fliegen verschiedene Gänsearten ein; vor allem Graugänse überwintern gerne auf dem See. Neben Kiefernwäldern bildet ein Erlenstandmoor den Übergang zu den Mischwaldbeständen aus Schwarzerle, Esche, Eiche, Weiden, Silberpappeln, Spitzahorn, Traubenkirsche und Holunder.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde massenweise Munition in den See geschüttet. Vorher stürzte am 24. August 1937 eine Militärmaschine ins Wasser – ebenso nach Luftkämpfen am 10. Februar 1945. Zudem hat die Veralgung des Sees, besonders im Juni und Juli, wenn es heiß ist, stark zugenommen.

Bis zur Wende galt der See als sogenanntes Grenzgewässer; eine unsichtbare Linie teilte ihn in eine östliche und eine westliche Hälfte. Von beiden

Seiten durfte nur knapp die Hälfte des Sees zum Schwimmen, Paddeln und Segeln benutzt werden; allein die Taucher wagten sich manchmal über die Grenze hinaus.

Nach der Wende ließen es sich Tourismus- und Aufbauberater aus dem Westen nicht nehmen, einen Mississippi-Raddampfer auf dem See fahren zu lassen. Das vorherige Schiff mit Namen »Seeadler« liegt heute als Wrack bei einer Tankstelle. Der neue Dampfer fährt anders als der originale Raddampfer auf dem Mississippi ohne Dampf und hat auch kein Dampfklavier an Deck mit einem schwitzenden Dampfklavierspieler in Badehose, der mit Handschuhen auf die glühend heißen Tasten haut, um eine Melodie hervorzubringen, die der Wind gleich wieder verweht. Der Mississippi-Dampfer vom Arendsee spielt Musik vom Band, und die vom Lautsprecher verstärkte Stimme des Kapitäns erzählt Anekdoten aus der Geschichte des Sees.

Trotzdem ist der Dampfer hier heimisch geworden. Er ist jetzt fester Bestandteil der Folklore des Arendsees; als Ölgemälde mit Goldrahmen hing sein Abbild für einige Jahre im Speisesaal des Hotels »Deutsches Haus«; und auch auf den in Kästchen unterteilten Postkarten mit mindestens sechs Fotos vom Arendsee ist er neben anderen Wahrzeichen der Stadt zu finden. Nicht nur Touristen lieben ihn; er wird auch von Anwohnern zum Feiern gemietet, zu Geburtstagen und Hochzeiten.

Ich kann nicht leugnen, dass der See auch auf mich eine Art Zauber und Anziehung ausübt, er birgt eine seltsame Kraft und inspirierte nicht nur den Propheten Gustaf zum Schreiben von Gedichten und Liedern; er diente auch dem »Heimat-Künstler« Fritz Gentsch (1866–1946), der 1931 das erste Heimatmuseum am Arendsee gründete, als Sujet für Dichtungen und zahlreiche Ölbilder.

Auch mein Onkel wurde von einem Reimzwang erfasst und konnte es nicht lassen, ab und an zu dichten; und selbst die Gäste, die uns im Haus am Arendsee besuchten, verfassten poetische Ergüsse mit viel Gefühl und »des Reimes wegen gibt's morgen Regen« fürs Gästebuch.

**4** Nach dem See wurde auch die im Süden angrenzende Stadt benannt. Ausgehend von einem Benediktinerinnenkloster, das Markgraf Otto I. 1184 im Jahr seines Todes den Nonnen schenkte, fand die Besiedlung, Kolonisierung und Gründung zahlreicher Dörfer um den See herum statt. 1540

wurde das Kloster im Zuge der Reformation säkularisiert, und heute gehört das Klostergelände zum Arendsee Heimatmuseum.

Das gleichnamige Städtchen Arendsee entstand als Mischung aus Ackerstadt und Handelsstadt. Handwerker und Gewerbetreibende bestimmten über Jahrhunderte die städtische Ökonomie. Wollspinner und Tuchmacher hatten ihre Werkstätten in Hinterhäusern und Anbauten; 1890 befanden sich 64 Schuhmacher in der Stadt, manche mit Gerberei. Doch fast alle betrieben zusätzlich noch Landwirtschaft und wurden entsprechend als Ackerbürger bezeichnet.

Um 1900 wurde die Stadt dann ein anerkannter Luftkurort. Wie auch in anderen Regionen Deutschlands und Europas erbauten Geschäftsleute in Arendsee die Kaltwasserheilanstalt Aktiengesellschaft und errichteten 1874, im Geburtsjahr von Gustaf, dem Propheten, ein Kurhaus mit verschiedensten Bädern: römische Bäder, Kiefernadelextraktbäder, Kiefernadel dampfbäder, Solbäder, Seebäder und sogar Mooräder. Tatsächlich entwickelte sich das Kurwesen zu einem wichtigen Wirtschaftszweig der Stadt, wie die »Heimatforscher« Reno Metz und Eckehard Schwarz schreiben.

Die Stadt Arendsee und die Altmark waren eine Hochburg der konservativen Parteien und der Nationalsozialisten. Die NSDAP erreichte bei den Reichstagswahlen 1933 die absolute Mehrheit, gefolgt von der Kampffront Schwarz-Weiß-Rot. Im Juni 1934 begann bereits die Verfolgung der hier lebenden Juden, als Nazis kleine rote Zettel an die Schaufenster klebten mit der Aufschrift »Wer bei Juden einkauft, ist ein Volksverräter«. Und in der Pogromnacht vom 9. zum 10. November 1938 zerstörten zwölf mit Knüppeln bewaffnete Bewohner von Arendsee das Geschäft der Familie Rosenstein, die über 75 Jahre einen Kurzwaren- und Textilladen in der heutigen Friedensstraße besaßen. Am 3. Juni 1939 wurden Mitglieder der Familie in das Konzentrationslager Theresienstadt verschleppt, wo die Männer umkamen, so Metz und Schwarz.

Heute hat Arendsee etwa 6000 Einwohner. Vor der Wende 1945 waren es 3240 und nach der Wende 1993 etwa 3270; der Mauerfall brachte also – was die Bevölkerungszahl angeht – kaum eine Veränderung. Erst 2006 schrumpfte die Zahl der Einwohner auf 2848, um 2010 nach der Eingliederung von bis dahin unabhängigen Gemeinden auf 7381 zu steigen.

An der Hauptstraße, die wie zu DDR-Zeiten weiterhin Friedensstraße heißt, reihen sich kleine Geschäfte, davon nicht wenige, die nach der Wende